

B e i t r ä g e

zur

Belehrung und Unterhaltung.

22tes Stück, den 17. März 1808.

Weiblicher Stoicismus.

Mehrere Jahre hatte eine Creolinn, jetzt in Versailles, in der weichen Trägheit gelebt, die der glühende Himmel ihrer Heimath nährt, als sie plötzlich aus dem Wohlleben in die äußerste Dürftigkeit gestürzt wurde. Ich traf sie neulich bei ihrer Rückkehr von Paris, wo sie die kleine Gabe von einigen Thalern, die man ihr monatlich bewilligte, abgeholt hatte. Gewiß würde ich sie nicht erkannt haben, wäre nicht der Ton ihrer Stimme, als sie mich anredete, mir bekannt gewesen. Vergebens wollte ich meine Ueberraschung verbergen und meinen mitleidigen Blick. Sie bemerkte mein Erstaunen, und war so verständig, darüber nicht zu erröthen. Nicht wahr, sagte sie, ich bekleide meine Armuth nicht eben gar zu schlecht; wäre dieß Kleid nicht außer der Jahreszeit, so würde es noch Staat machen. — Sie wissen alles, was Sie tragen, zu veredeln, gab ich zur Antwort, ich sehe die Tochter der Sonne, die dem Froste des Winters zu trocken weiß. Freilich möchte ich Sie lieber in dem Wagen sehn, der Sie schnell von einem Orte zum andern brachte, als nur die Wahl von Festen

und Freuden genüssen Sie bekümmerte. Doch da Sie in dieser Stadt wohnen, wo so viel Glanz erblichen ist, so nehmen Sie meinen Arm; Sie scheinen ermattet zu seyn. — Gut denn, antwortete sie, wollen Sie mich bis in meine Wohnung begleiten, so machen Sie sich gefaßt, den Zufluchtsort des Unglücks in seiner furchtbarsten Blöße zu sehn.

Sie hatte nur zu wahr gesprochen. Zwei abgenutzte Stühle, die auf ungleichen Beinen wackelten, wurden weggerückt und ich sah ein Bett, das kaum den Rahmen einer Streu verdiente. O Eitelkeit des Menschenlebens! rief ich, hier ruht diejenige, die einst dem lästigen Strahle des Tageslichts durch zierlich gefaltete Vorhänge wehrte! — Was liegt daran, wenn man mit ruhigem Gewissen hier schlummert! Nur beim Erwachen könnte ich nach der Vergangenheit mich zurückschnehen, wenn ich solchen Empfindungen Gewalt über mein Gemüth ließe. — Bei diesen Worten wollte sie, mich zu erwärmen, einige nasse Reiser anblasen, die sie auf fast verglimmte Kohlen warf; aber vergebens erschöpfte sie den matten Odem. Ich kann eher die Kälte ertragen, sagte ich, sie von den fruchtlosen Anstrengungen abziehend, als den

Gedanken, daß Sie so unglücklich sind. — Vielleicht bin ich's weniger als je, verfehte sie; Voltaire priest das Glück des Mannes von vierzig Thalern, und ich habe doch fünfzig. — Aber das Wenige reicht ja kaum zu ihrem Miethzins. Nicht doch, sagte sie, diese Stube, die mir Obdach gibt, bezahle ich der Wirthinn mit meiner Hände Arbeit. Ich wasche ihr feines Weißzeug, ich stecke ihre Hauben, stricke Strümpfe für ihre Kinder, mache alle ihre Kleider, und oft muß sie mir am Ende des Jahres noch einige *quart* herausgeben. Wenn ich ihre und meine Wäsche reinige, vergleiche ich mich mit den Homerischen Prinzessinnen, die dieß Geschäft auch nicht verschmähten. Brot ist meine Hauptnahrung, und ich weiß Abwechselung in meine Mahlzeiten zu bringen. Ein gutes, frisches Ei, etwas Honig, Milch, ein paar Pflaumen, Obst in der Asche gebraten, Kartoffeln — eins nach dem andern reißt meinen Appetit. Ich habe keine Bedienten, keine Kammerjungfern mehr; aber wenn ich mich an das Gezänke dieser Leute erinnere und an die Mühe, die es mir kostete, sie in Ordnung zu halten, so kann ich mich trösten, daß ich mich jetzt selbst bedienen muß. Alle meine Ausgaben sind so genau berechnet, daß die größte Ordnung in meinen Finanzen herrscht. Eins nur stört mich zuweilen und zwingt mich zu Entbehrungen, die Erscheinung eines Briefträgers, der mir Briefe von meinem Manne bringt, welcher mich seiner Treue und seiner Zuneigung versichert und seine Briefe von Bordeaux oder Nantes datirt, so gut ich's auch weiß, daß er Geld und Gesundheit bei Parisserinnen opfert. Der Hund hier, der mich

so freudig empfing, lebt noch von den Brotsamen meines Tisches. Freilich ist er sehr mager, wie Sie sehen, aber ich tröste ihn mit Liebkosungen, wie Madame Scarron ihre Gäste mit Geschichten. — Ich sehe, fiel ich ein, die Theilnahme, die ich an ihrem Schicksale nehme, wird unfruchtbar für Sie seyn; und Sie wollen mir nicht erlauben, es zu lindern. — Nur einen Dienst können Sie mir erweisen, erwiederte sie, leihen Sie mir einige Bücher; ich habe weder Lust sie zu kaufen, noch Mittel sie vom Verleiher zu holen. Meinen Geist zu nähren und den Körper fasten zu lassen, dazu hab' ich nicht Philosophie genug, obgleich nach der Ordnung der Natur der Geist höher ist als der Körper. — So viel Zartgefühl, so viel Frohsinn im Unglücke beschämten mich, und ich ward überzeugt, daß es Frauen gebe, vor welchen unsere stolzen Stoiker sich beugen müssen, nicht würdig, mit ihnen verglichen zu werden.

Dreifacher Kindermord.

Eine Kriminalgeschichte.

Man hat oft behauptet, daß die Weiber, wenn sie einmal auf der Bahn des Lasters sind, viel weiter als die Männer gehen. Nie sprach wohl die Erfahrung stärker für diese Bemerkung, als in den Verbrechen eines weiblichen Ungeheuers, welches neulich am Niederrhein mit dem Tode büßte. Gertrud Jaspers, sehr jung verheirathet, unterhielt während der Abwesenheit ihres Mannes unerlaubte Verbindungen. Sie gebart nach und nach drei Kinder, ein Mädchen und zwei Knaben. Die beiden ersten starben, wie die Mutter sagte, in schrecklichen

Krämpfen, das eine acht Tage, das andre vier Wochen nach der Geburt. Der Argwohn, der sich hin und wieder regte, wagte es nicht laut zu werden, da es an allen Beweisen fehlte. In der Nacht vom 25. September weckte sie die Familie ihres Hauswirths, und bat, ihrem Kinde zu Hülfe zu kommen, das in den letzten Zügen liege. Man eilte hinzu. Das unglückliche Geschöpf lag auf dem Bette ausgestreckt, und aus Mund und Nase floß Blut und Schaum. Die barbarische Mutter hatte, wie sie nachher gestand, auch dieses Kind, wie die beiden andern, zu tödten versucht, mit der einen Hand die Kehle ihm zugedrückt, mit der andern ihm den Kopf zerschlagen. Durch Hülfe der Herbeigerufenen brachte man das unschuldige Opfer wieder zu sich, aber die teuflische Mutter hatte ihm den Untergang geschworen. In der folgenden Nacht ergreift sie das Kind noch einmal, zerschlägt ihm den Kopf an der Bettstelle und das Kind stirbt unter den Zeichen des schrecklichsten Schmerzes. Die Wödrerin ruft wieder um Hülfe. Die Nachbarn kommen herein; aber von plötzlichem Schauer ergriffen, eilen sie, ihren Argwohn der Obrigkeit mitzutheilen. Ohne zu erschrecken bei der Aussicht auf den gewissen Tod, wollte die verhärtete Verbrecherin das Zeugniß der Familie, bei welcher sie gewohnt hatte, durch die boshaftesten Verläumdungen entkräften. Sie gab ein Mitglied derselben als Vater ihres letzten Kindes an; aber ihre Richter drangen durch den Schleier, womit sie ihre empörende That verhüllen wollte, und das Todesurtheil wurde ausgesprochen. Einige Augenblicke vorher, ehe das Ungeheuer unter dem Henkerbeile büßte, ging der kaiser-

liche Procurator bei dem Kriminalgerichte zu ihr, und erhielt aus ihrem Munde das schreckliche Geständniß, daß sie alle drei Kinder mit eigener Hand ermordet habe, wobei sie zugleich alle die empörenden Beschuldigungen widerrief, welche sie gegen die redliche Familie ihres Hauswirths vorgebracht hatte.

Sonderbare Testamentsverfügung.

Ein Canonicus zu Chartres hatte (um 1550) den Einfall, in seinem Testamente zu verordnen, daß bei seinem Begräbniß, und alljährlich am Gedächtnistage seines Todes in der Cathedralkirche ein schönes Te Deum statt des de Profundis oder des Requiem solle aufgeführt werden. Der Bischof von Chartres fand diese Verfügung sehr ungeschicklich, und glaubte mit Mehreren, daß das Te Deum eine Dankhymne und kein Gebet für Verstorbene sey. Die Erben behaupteten gegen ihn die Gültigkeit dieser Verfügung. Die Sache kam vor's Gericht. Des Bischofs Advokat bot alles auf, das Lächerliche der Testaments-Verordnung aufzuzeigen; der Advokat der Erben aber suchte zu beweisen, daß bei einem Begräbniß sehr wohl das Te Deum könne gesungen werden, und machte einen langen Commentar über diese Hymne, die er Vers vor Vers, als Theolog, als Jurist, als Philosoph, als Historiker u. s. w. betrachtete. Das Parlament war seiner Meinung und die Erben ließen das Te Deum singen.

M o t i g e n.

Es ist aus den Zeitungen bekannt, welche Zerstörungen neulich das empörte Meer bei den Hafendämmen von Cherbourg im nördlichen Frankreich angerichtet hat. Französische Blätter erzählen, wie heldenmüthig sich bei dieser unglücklichen Gelegenheit die Menschlichkeit eines edlen jungen Mannes, Namens Trigan, zeigte. Er kürzte sich in das wüthende Meer, und schwamm eine Viertelstunde weit, zu einem vor Anker liegenden Fahrzeuge. Er hieb das Kabeltau entzwei, kämpfte mit großer Anstrengung gegen die Wellen, und kam endlich an den Damm, wo er diejenigen aufnahm, die noch lebten. Es waren nur wenige. Von fünfhundert Menschen konnten nur zwei und vierzig seine edle Aufopferung benutzen, und von diesen starben drei auf der Ueberfahrt, funfzehn in der folgenden Nacht. Einen Arbeiter, der schon beide Beine verloren hatte, trug er auf seinen Schultern ins Schiff; Andern, die sich noch fortschleppen konnten, diente sein Leib zur Brücke. Nur noch Leichen lagen jetzt auf dem Damm, und zwei Menschen, die sich standhaft weigerten, ins Schiff zu steigen, überzeugt, daß es den Wogen nicht widerstehen könne; da stellte sich der Jüngling an's Steuerruder und lenkte so geschickt und sicher, daß er das Schiff glücklich in den Hafen brachte. Als der letzte der Geretteten ans Land gebracht war, fiel der erschöpfte Trigan besinnungslos nieder; aber bald erholte er sich, und lebt jetzt gesund, das schöne Bewußtseyn seiner Edelthaten zu genießen. Der Kaiser hat ihn zum Mitgliede der Ehrenlegion ernannt.

Im 19. Stück, S. 111. Sp. 1. 3. 5 v. u. l. sehnartigen. Sp. 2. 3. 7. l. pritschen, S. 112.
3. 2. l. Hornbofel.

In London hat schon seit einiger Zeit eine Gesellschaft einen Fond zur Unterstützung der Gelehrsamkeit gebildet, der neuerlich durch das Vermächtniß eines Verwandten des großen Newton bedeutend vermehrt wurde. Er hinterließ ihr nicht nur alles, was von seinem Vermögen nach Abzug der Legate übrig bleibt, sondern auch eine jährliche Rente von 36,600 Thalern. So ist dieser Verbindung ihre Fortdauer gesichert, und sie in den Stand gesetzt, durch diese Hülfsmittel und die Geschenke, welche edelmüthige Reiche beitragen, den Wissenschaften und der gelehrten Kultur nützliche Dienste zu leisten. Ein schönes Beispiel!

D. Morellet (Pharmacien-Major bei der großen Armee) und der geschickte Färber Carus in Leipzig haben mehrere gelungene Versuche gemacht, wollene buntfarbige Tücher, ohne Hülfe indischer Farbestoffe, mit inländischen Materialien zu färben. Sie können jetzt schon Proben dieser Versuche in drei Farben liefern, blau, gelblichbraun und orange-gelb. Diese Farben verhalten sich ganz wie die echten, indem sie den Wirkungen der Luft, des Lichtes, so wie der Luft und des Wassers zusammengenommen, widerstehen, und auch bei der Farbenprobe keine Veränderung leiden, die schneller oder bemerkbarer wäre, als es bei sogenannten superfeinen Tüchern der Fall ist. Die Erfinder haben bei einem, in Gegenwart zweier französischen Militärbeamten angestellten, Versuche dargethan, daß sie zur Färbung des blauen Tuches keinen Zusatz von Indigo brauchen.